

«Ich kaufe die Bilder, weil sie mir gefallen»

SAMMLUNG BLOCHER Erstmals zeigt Christoph Blocher im Museum Oskar Reinhart Bilder aus seiner Privatsammlung. Der Alt-Bundesrat über seine Kindheit, sein Verhältnis zur Malerei und den Grund, warum er nur Schweizer Künstler sammelt.

Ihre Gemäldesammlung umfasst rund 400 Werke, 80 sind nun in Winterthur zu sehen. Haben Sie sie im Alleingang gesammelt oder einen Kurator angestellt?

Christoph Blocher: Ich habe weder einen Kurator noch einen Berater. Bis vor kurzem war mir gar nicht bewusst, dass ich eine Sammlung besitze, und gar noch eine bedeutende. Das weiss ich erst seit gut einem Jahr, als Dr. Marc Fehlmann vom Museum Oskar Reinhart und Dr. Roger Fayet vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft bei mir waren und mir sagten, man sollte eine Auswahl meiner Bilder zeigen. Ich habe die Bilder gekauft, weil sie mir gefallen. Und mit steigendem Vermögen mehr, bessere und damit teurere. Das ergab – unbewusst – eine Sammlung. Die Kunsthistoriker erkennen jetzt darin eine Konzeption, die mir aber nicht bewusst war.

Weshalb haben Sie begonnen, Kunstwerke zu sammeln? Ist das eine Familientradition?

Nein, ich kann mich für Kunst begeistern. Wenn ich eine leere Wand sehe, denke ich immer, hier wäre doch Platz für ein schönes Bild. In meinem Elternhaus in Laufen am Rheinfall, einem Pfarrhaus mit elf Kindern, nicht gerade begütigt, hingen keine Originale, die konnte sich mein Vater nicht leisten. Er hatte aber schöne Drucke aufgehängt. Ich kann mich erinnern an ein sehr schönes Gemälde von Hodler über dem Klavier, eines dieser berühmten Engadin-

Bilder, und an selbst gerahmte Anker-Porträts. Diese Bilder haben mir immer gefallen. Gross darüber geredet hat man nicht. Sicher kam der Wunsch, einmal ein Original zu besitzen. So hat sich das immer weiterentwickelt.

Auf welchem Weg haben Sie die Bilder erworben, wie muss man sich das vorstellen?

Viele an Auktionen, viele aber auch privat. Wer heute ein Anker-Bild verkaufen will, geht damit entweder an eine Auktion oder ruft mich oder einen Sammler an. So erfahre ich davon. Es gibt auch Bilder, von denen ich weiss, bei wem sie liegen. Die Eigentümer wissen, dass ich bei einem Verkauf interessiert wäre.

Für welches Bild haben Sie am meisten bezahlt und was ist Ihre oberste Preislimite, über die Sie nicht hinausgehen würden?

Das hängt natürlich vom Bild ab. Das teuerste Anker-Bild, das ich gekauft habe, wurde ja bekannt, das ist die «Turnstunde». Dafür musste ich 7,5 Millionen Franken bezahlen. Also ist es so viel wert. **Und wo wäre die Limite?** Für eine kleine Skulptur von Alberto Giacometti wurden 140 Millionen US-Dollar bezahlt. Das würde meine Möglichkeiten übersteigen und wäre mir das auch nicht wert.

Ist es richtig, dass Sie nur Schweizer Künstler sammeln?

Ja, solche aus dem 19. und 20. Jahrhundert, also sehr eingeschränkt. **Die Künstler waren ja international vernetzt und beeinflusst.**



«Bis vor kurzem war mir gar nicht bewusst, dass ich eine Sammlung besitze», sagt Christoph Blocher ironisch über seine Sammelleidenschaft. *hd*

Hodler hatte vor 1914 Verbindungen zur Wiener Secession und nach Jena. Anker arbeitete in Paris, das Bild seiner Tochter Louise im Museum Oskar Reinhart ist in einem Stil gemalt, der mit Manet verwandt ist. Kunsthistorisch macht es also wenig Sinn, sich auf Schweizer Kunst zu beschränken.

Ja, aber ich bin unter vielen guten Malern auf Anker und Hodler gestossen, und das sind zufällig Schweizer. Gekauft habe ich sie nie deswegen. Ich liebe auch Bilder ihrer Zeitgenossen, und das sind natürlich auch Schweizer: Giovanni Giacometti, Adolf Dietrich, Félix Vallotton und so weiter. Es sind Schweizer, was aber sekundär ist.

Anker etwa hat während dreissig Jahren den Winter in Paris verbracht, wo er auch ausgebildet wurde. Er war eng befreundet mit Van Gogh und hatte gleiche Lehrer wie Monet und Renoir. Was mich aber interessiert, ist ihre «ewige Gültigkeit». All diese Künstler haben – auch als Schweizer – internationale Bedeutung.

Hat es Sie nie gereizt, auch einmal einen Manet oder einen Van Gogh dazuzunehmen?

Gereizt schon, ich habe widerstanden. Ich bin ein Anhänger der Konzentration. Beschränkung hat auch seinen Reiz: Je intensiver Sie sich mit etwas beschäftigen, nicht nur in der Kunst, desto interessanter und schöner wird es.

Die Bilder von Anker gelten heute oft als idyllisch und konservativ. Dabei befand er sich durchaus auf der Höhe seiner Zeit, wie Motive wie das gegenseitige Eheversprechen und die Schulpflicht zeigen, die um 1848 neu waren.

Wer die Bilder für idyllisch hält, hat sie nicht betrachtet. Leute, denen ich die Bilder bei mir zu Hause zeige, sagen mir, sie hätten ursprünglich Anker nicht gekannt und nichts von ihm gehalten, und jetzt seien sie begeistert.

Was bedeutet Ihnen Anker?

Er ist einer der grossartigsten Maler überhaupt. Ich sammle hauptsächlich seine Porträts. Er hat ja vor allem Kinder gemalt. Ihn hat das Alltägliche am Menschen beeindruckt, das, wofür er nichts kann. Wir können nichts dafür, dass wir geboren sind und aufgezogen wurden. So entsteht ein Mensch mit einer Seele und einem Innenleben, und das konnte Anker darstellen. Jede Person zeigt den Ernst des Lebens, aber auch dessen Schönheit. Es geht nicht nur mir so: Man ist von Ankers Bildern ganz betroffen. Ich habe das an Ausstellungen beobachtet. Fragt man die Beobachter, was daran denn so schön sei, können sie es nicht sagen. Sie spüren Ankers Botschaft, die er so formulierte: «Siehe, die Erde ist nicht verdammt.» Eine ungeheuer weitreichende Botschaft, die da aus den Bildern strahlt.

Das war jetzt ein Zitat. Von Anker?

Tönt ja biblisch. Aber diese Aussage findet sich nicht in der Bibel. Als Anker starb, hatte er neben dem begonnenen Bild auf der Staffelei das Buch Hiob aufgeschlagen, auf

Hebräisch. Hiob, der ärmste Kerl der Menschheitsgeschichte.

Anker bezog sich auf seine Zeit. Solche Künstler gibt es heute auch. Wo sehen Sie die Anker der Gegenwart?

Er bezog sich nicht auf seine Zeit, aber er stand – wie alle Künstler – darin. Künstler bewegen sich heute vielleicht in einer anderen Kunstrichtung. Aber auch sie stehen in ihrer Zeit. Zur modernen Kunst fehlt mir der Bezug. Ich lehne sie nicht ab, ich habe dazu einfach weniger Zugang.

Der Winterthurer Kunstsammler Bruno Stefanini hat seine Bilder zum Teil gekauft, damit sie in der Schweiz bleiben. Spielt dieses Motiv für Sie eine Rolle?

Nein. Meine Bilder sind oft im Ausland zu sehen. Die Anker-Ausstellung in Japan etwa war ein grosser Erfolg. Aber ich verstehe Stefanini. Wenn nun ein Scheich aus Katar vor mir ein Bild kaufen wollte, weil er es für eine gute Kapitalanlage hält, dann gäbe ich es ihm wohl nicht. Aber ich habe selbst eine Reihe von Anker-Bildern aus dem Ausland zurückgekauft, aus Südafrika und England etwa. Es gibt Länder, die es verbieten, Kunst auszuführen. Das halte ich für falsch. Wenn etwas global ist, dann die Kunst.

Die Ausstellung beschert Ihnen zu Hause leere Wände. Jetzt könnten Sie wieder neue Bilder kaufen. Welche hätten Sie gerne?

Ich habe die Bilder etwas weniger dicht gehängt und zum Teil durch andere ersetzt. Es gibt schon Bilder von Anker und Hodler, die ich noch gerne hätte – unabhängig vom Platz. Welche es sind, behalte ich für mich.

Interview: Helmut Dworschak

Ein grosses Leuchten

DIE AUSSTELLUNG 50 Jahre nach dem Tod Oskar Reinharts ist es DIE grosse Schau des Jahres: «Hodler, Anker, Giacometti. Meisterwerke aus der Sammlung Christoph Blocher».

Schon wieder Anker? Schon wieder Hodler? Wer so denkt, weiss nichts von Augenlust und Augenglück. Wer so denkt, weiss nicht, wie viel Anteilnahme an der Gegenwart, wie viel «Seelenkunde», Empathie und schlichtweg technisch und kompositorisch grossartige Malerei über alle Zeiten hinweg bei Albert Anker immer wieder neu zu entdecken ist, vor allem wenn man es mit einem so herausragenden Konvolut zu tun hat wie in der heute eröffnenden Ausstellung. Und Hodler, dieser grosse Moderne? Dieser einzigartige Landschaftler, dessen real geschaut und erfahrene Landschaften den Betrachter mit dem Blitz der Überzeugung treffen, weil Hodlers kluger Röntgenblick sie mit Zeit und Ewigkeit erfüllt?

Klingt pathetisch, mag es auch sein – wir könnten nachdoppeln mit Goethe, der für den Anblick der als stimmig erlebten Schöpfung die Worte fand: «... wie wahr, wie seiend!» Christoph Blocher, leidenschaftlicher Sammler mit sicherem Urteil, ist jedenfalls, wie er an der gestrigen Medienkonferenz sagte, überzeugt: «Wer die Werke dieser Ausstellung sieht, geht reich beglückt nach Hause.» Beglückt, erfüllt – überrascht.

Hochkarätig

Hier wäre nun viel zu sagen. Etwa mit Bezug auf den Saal im zweiten Stock, wo ergänzend zur Hauptausstellung im Dachgeschoss einige wichtige «Nebenfiguren» der Sammlung Blocher wie Giovanni

Giacometti, Giovanni Segantini und Max Buri ihren Auftritt haben. Da zeigt sich Giacomettis «Mattino d'inverno» (1914) mit dem goldgelben Piz Duan als schwebender Erscheinung zwischen dem Blau des Himmels und dem Blau der Erde. Dieser «Wintermorgen» ist verwandt mit Hodlers «Eiger, Mönch und Jungfrau über dem Nebelmeer» (1908) oben in der Ausstellung, einer ebenso abgründigen wie überirdischen Vision aus dem Unbestimmten ins fern Bestimmte.

Die grösste Überraschung aber ist, neben dem grossartigen «Riposo all'ombra» (1892) von Segantini, Félix Vallotton. Blocher besitzt nur vier Werke von ihm, lauter Landschaften, von denen hier zwei späte gezeigt werden, fremd und überwältigend. Und kühner und schöner als in «Eine Strasse in Cagnes» (1922) hat wohl noch nie das Gelb der Sonne auf einer Mauer geleuchtet.

Es leuchtet überhaupt in der von langer Hand vorbereiteten Ausstellung, Marc Fehlmanns letzter als Direktor des Museums Oskar Reinhart. Und es ist keine Blocher-Ausstellung, auch wenn manche, die den Politiker Blocher nicht mögen, das so sehen könnten, sondern eine hochkarätige Kunstausstellung, die im Jahr, in dem sich Reinharts Todestag zum 50. Mal jährt, einen Akzent setzen will. Fehlmann hatte völlig freie Hand, Blocher stellte lediglich die Werke, mit denen er sonst lebt, ohne Einschränkung zur Verfügung. Über 400 gehören inzwischen zu der in über 30 Jahren herangewachsenen und «derzeit wichtigsten und schönsten privaten Sammlung mit Schweizer Kunst um 1900».

Fehlmann hat gut 80 repräsentative Gemälde ausgesucht, dar-

unter auch solche, die seit langen Jahren nicht mehr öffentlich zu sehen waren. Ankers «Turnstunde» (1879) gehört dazu, eine seiner grossen Milieuschilderungen, in denen der Künstler sich zur Gegenwart äussert, demokratische Errungenschaften des jungen Bundesstaates thematisierend und Gegensätze im Zusammentreffen von Gestern und Heute – und alles, wie immer bei Anker, klug motiviert und äusserst sensibel komponiert.

Nie genug

Wer als Betrachter von Kunstwerken das Erzählerische nicht scheut, kann bei Anker kaum fehlgehen. Beispiel-, ja gleichnishaft ist da vieles, Selbstbehauptung und Vertrauen spricht aus den Porträts alter und junger Menschen, Innerlichkeit und Inbildhaftigkeit noch aus den altmeisterlich schönen Stilleben. Und ein so freches Knutschrosa wie im «Stilleben mit Teekanne» (o. D.) muss Anker, dessen Bilder geradezu nach Berührung verlangen, erst mal einer nachmachen.

Dunkelrote Wände für Anker (und wenig von Calame, Castres oder Zünd), hellblaue für Hodler und Adolf Dietrich, der mit einer Reihe klarer-schöner Winterlandschaften und einem absolut ungewöhnlichen Kartografenblick auf das Rheintal (1925) vertreten ist. Auffallend ist, dass den Sammler Blocher Hodlers Figurenbilder weniger interessieren, er empfindet sie in der Regel als zu heroisch. Umso schöner, dass das kleine Bildnis von Berthe Jacques, später Hodlers zweite Ehefrau, Eingang in die Sammlung gefunden hat, es ist erfüllt von markant-bewegter Anmut. Und sonst? Landschaften, zahlreiche Spitzenwerke, sie spre-



Das kleinste Bild der Ausstellung – gross, von packender Anmut: Ferdinand Hodlers «Bildnis Berthe Jacques», 1894. *pd*

chen in Fehlmanns umsichtiger, grosse Zusammenschau ermöglichender Hängung Bände. Das Wolkengekräusel des «Männlichen» (1908) in der Nähe zum silhouettenhaften «Grand Muveran»

(1912) mit dem leeren Lichthimmel; gleich mehrfach der Thunersee mit Stockhornkette oder der Genfersee von Chexbres aus: Vom Guten kann man eben nie genug haben. *Angelika Maass*

Bis 31. Januar 2016 Katalog mit 88 Werkbeschreibungen von sechs Autoren und einer Annäherung an die Gestalt des Sammlers (Hirmer, 240 S., über 100 Abb., 48 Fr.).